Zauber des Südens

Roman von Hans Dominik

Massig und düster ragten die Bauwerke der Fortunatus-Hütte, jener mächtigen Steinkohlenzeche Westfalens, in die mit Rauch und Nebel beladene Luft. Wie ein trotziges Denkmal nimmer rastender Arbeit reckte sich der Fördertürm der Grube empor, vergleichbar einem der schweren mittelalterlichen Burgtürme, aber doch wieder verschieden von diesen, denn auf seiner Spitze trug er nicht Kreuz noch Mauerzinnen, sondern riesige Räder, die sich in nimmer müdem Spiel bald rechts herum, bald links herum drehten und an armstarken Stahltrossen die Förderkorbe bald leer in die Tiefe ließen, bald vollbeladen mit der schwarzen fettglänzenden Steinkohle zu Tage brachten.

Unaufhörlich rollten vom Förderturm her die Kohlenwagen über Brücken und Stege zu den Verladebühnen. Ein kurzer Hebeldruck des begleitenden Mannes und krachend stürzten zwanzig Zentner Kohle in den unten stehenden Eisenbahnwagen, daß der schwarze Staub hoch aufwirbelte.

Weithin zwischen den Zechengebäuden war der Boden mit Geleisen belegt. In hundert einzelne Stränge gabelten sich hier die Geleise, die von der Staatsbahn zur Zeche führten und viele hunderte von Wagen standen dort, bereit, die schwarzen Schätze aufzunehmen, oder schon beladen und nur der Lokomotive gewärtig, die sie hinaus bringen sollte.

Es war ein weites Feld der Arbeit, das sich hier vor den Augen des Beschauers dehnte. Das Feld einer reichen und lohnenden Arbeit, aber auch einer Arbeit, die mit Ruß und Staub und Schmutz um sich verbreitet, die sogar das Blau des Himmels in ewiges Grau verwandelt und das grüne Laub der Bäume ebenso mit einer schwarzen Schicht bedeckt, wie die schönen weißen Isolatoren der elektrischen Kraftleitungen, die gestern frisch eingeschraubt noch wie weißer Schnee erglänzten, heute schon mattgrau und morgen schwarz aussehen. Das Feld einer Arbeit, der auch das röteste Ziegeldach und das gelbste Mauerwerk nicht lange standhalten, die alles in Kürze grau in grau anmalt.

Sechs lange Jahre hindurch war die Fortunatus-Grube auch das Arbeitsfeld für Fritz Overhoff gewesen. Sechs Jahre hindurch hatte er tagaus tagein in diesem Chaos von Häusern und Maschinen, von Menschen und Steinkohlen geschafft und es war dem jungen Rheinländer, der damals keck und lebensfroh frisch von der Technischen Hochschule kam, nicht leicht geworden, sich in diese Atmosphäre ewigen Nebels und Staubes einzuleben.

So recht gelingt das wohl überhaupt keinem, der aus anderem Lande in das westfälische Kohlenrevier kommt. Fritz Overhoff hatte rechtzeitig das einzige Heilmittel erkannt, welches ihn vor Trübsinn oder der Aufgabe seiner Stellung retten konnte. Die Arbeit, die intensivste und hingebendste Arbeit, die den Menschen so fesseln und binden kann, daß er die Umgebung nicht mehr sieht und hört und nur dem Gegenstande der Arbeit lebt.

Und die Arbeit des Ingenieurs Fritz Overhoff, der jetzt im 32. Jahre seines Lebens stand, war reich von Erfolg gekrönt worden. Seine neue Fördermaschine hatte den ungeteilten Beifall der Fachwelt gefunden. Und es war nicht beim Beifall allein geblieben. Die Auslandspatente waren jetzt endlich so verwertet worden, wie der junge Erfinder es seit Jahren gedacht und gewollt hatte.

Fritz Overhoff schritt über den weiten Zechenhof und ließ die Blicke noch einmal über die wohlbekannten Stätten dahingleiten. Und wie er so Schritt um Schritt vorwärts ging, wanderten Erinnerungen und Bilder aus jenen sechs Jahren, die er hier gelebt und gearbeitet hatte, noch einmal an seinem geistigen Auge vorüber.

Dann noch ein paar Treppenstufen und er stand im Bureau des Generaldirektors Mettmann.

„Ja, Sie wollen uns also verlassen, mein lieber Overhoff ....." —

Der Generaldirektor Mettmann setzte sich mit etwas zittrigen Fingern den goldumränderten Kneifer fester auf die energische Nase und blickte den vor ihm stehenden forschend an.

„Sie nach Berlin gehen lassen dort die Bewertung Ihrer deutschen Patente betreiben? Wenn Sie dorthin Empfehlungen brauchen, bin ich Ihnen gern behilflich. Die Brauchbarkeit Ihrer Erfindung haben wir hier zur Genüge ausprobiert." —

Fritz Overhoff schüttelte den Kopf, daß die blonden Locken ihm in die Stirn fielen.

„Ich danke Ihnen, Herr Mettmann. Später möchte ich gern auf Ihren liebenswürdigen Vorschlag zurückkommen. Aber vorläufig will ich mich einmal ordentlich ausruhen. Schicht machen! Herr Generaldirektor."

Der Generaldirektor lachte.

„Sie wenden die Bergmannsausdrücke auch auf Ihr Privatleben an. Wird es eine lange Schicht werden?"

„Das weiß ich selber noch nicht, Herr Direktor. Aber die letzten drei Jahre habe ich überhaupt keinen Urlaub genommen. Die Fördermaschine .... Sie wissen ja .... die hätte es mir angetan. Die deutschen Patente laufen mir nicht fort. Ein paar Monate wenigstens will ich jetzt ausspannen und ein Stück von der Welt sehen ...."

„Und dann .... Wollen Sie später zu uns zurückkehren? ..."

Der Generaldirektor Mettmann schwieg eine kurze Zeit. Er hoffte wohl, daß Fritz Overhoff ihm eine zustimmende Antwort geben würde. Doch der schüttelte wieder den Kopf.

„Ich glaube kaum, Herr Direktor. Doch seien Sie überzeugt, daß ich der Stätte meiner Arbeit, meinen Arbeitsgenossen und besonders auch Ihnen stets ein treues Angedenken bewahren werde."

Er streckte dem Generaldirektor die Rechte zum Abschied hin.

„Glückauf denn zur Feierschicht!" rief dieser und schüttelte die dargebotene Hand. „Glückauf, nochmals, und lassen Sie bald etwas von sich hören." —

„Glückauf, Herr Mettmann!" —

Mit dem alten Bergmannsgruß verließ Fritz Overhoff das Zimmer und schritt wieder über den Zechenhof dahin, vorüber an Schienen und Schloten, an Wagen und Kränen. Und dann über das weite grüne Zechenfeld auf der Landstraße dem Städtchen entgegen, in welchem er seine bescheidene Wohnung inne hatte.

Eine halbe Stunde, nachdem Fritz Overhoff den Generaldirektor verlassen hatte, saß er bereits vor dem Kursbuch und studierte emsig die nächste und beste Verbindung nach München. Nach zehn Minuten war auch dieses Studium beendigt. Es ergab das Resultat, daß der nächste Zug in drei Stunden abging. Gerade Zeit genug, um den Handkoffer fertig zu machen, die letzten Gegenstände in die Speicherkisten zu stecken, der Wirtin die nötigen Verhaltsmaßregeln zu geben und dann zur Bahn zu gehen.

Fritz Overhoff stellte seinen Handkoffer in den Wartesaal und ging geruhsam auf dem Bahnsteig auf und nieder. Hier war man schon eine Viertelstunde von der nächsten Kohlengrube entfernt, aber auch hier lag bleierner Himmel über der Welt und die Luft hatte jenen undefinierbaren Beigeschmack, den die Chemiker auf etwas schweflige Säure und ein wenig Kohlenstaub zurückführen und der bei jedem tiefen Atemzug immer wieder von neuem fühlbar wird.

Fritz Overhoff setzte die Promenade fort und atmete, als ob er seinen Vorrat an dieser Luft für lange Zeit decken müsse.

„Mein lieber Mettmann," murmelte er vor sich hin. „Du bist ein guter Kerl, aber Du traust anderen zu wenig zu. Wenn ich die Fortunatus-Grube wirklich noch einmal beehren sollte, so würde es doch ein wenig anders geschehen, als Du ahnst."

Schnarrend und quietschend schlugen die Bremsklötze des einrollenden Zuges gegen die Radreifen und unterbrachen jäh die Gedankenkette des Ingenieurs. Elastisch schwang er sich die steilen Stufen empor und hatte die nächsten zehn Minuten reichlich damit zu tun, sich einen guten Eckplatz in einem der komfortablen D-Zugwagen zu suchen. Und als er sich schließlich behaglich in die weichen Polster niedersinken ließ, da jagte der Schnellzug schon mit achtzig Kilometer Stundengeschwindigkeit durch die rheinisch-westfälische Ebene dahin, dem Süden entgegen.

Fritz Overhoff hatte seine Eltern früh verloren. Er war kaum zwanzig Jahre, und hatte gerade das Polytechnikum bezogen, als sein Vater einem Schlaganfall erlag. Ein halbes Jahr später war die Mutter dem Gatten gefolgt, und der junge Student stand mit seiner damals 15jährigen Schwester Gertrud allein in der Welt. Immerhin hatte der alte Overhoff als Vertreter eines großen Industriewerkes in Köln gut gewirtschaftet. Er hinterließ ein Vermögen, dessen Zinsen es den beiden Kindern gestatteten, bescheiden zu leben, ohne das Kapital angreifen zu müssen. So konnte Fritz Overhoff seine Studien vollenden und sich dann eine Stellung suchen, ohne daß die 50,000 Mark, die auf seinen Namen auf der Bank lagen, angetastet worden wären.

Mannhaft hatte er auf der Hochschule den Versuchungen des Studentenlebens widerstanden. Die Rechnung war für ihn gegeben. 50,000 Mark bringen 2000 Mark Zinsen, macht pro Monat 166 Mark und sechsundsechzig Pfennige. Das war sein normaler Monatswechsel gewesen und damit wollte er auskommen und war auch stets ausgekommen.

Alle Vorschläge leichtlebiger oder besser situierter Kommilitonen, sich doch aus eigener Machtvollkommenheit einen höheren Wechsel zu genehmigen, hatte er stets kurzweg von der Hand gewiesen. Dadurch war ihm vielleicht mancherlei entgangen. Die Zerstreuungen des studentischen Verbindungslebens, die sang- und weinreichen Fahrten den Rhein hinauf bis nach Mainz und Koblenz hatte er ebenso wenig kennen gelernt, wie das Leben und Treiben auf dem Fechtboden oder in der Verbindungskneipe. Dafür hatte er aber entsprechend Zeit für sein Studium gewonnen. Während die Kommilitonen, die den hochgewachsenen blonden Kölner Jungen zuerst für ihre Verbindungen gewinnen wollten, bald davon abließen, und ihn für einen hoffnungslosen Streber erklärten, gewann er desto mehr die Zuneigung und Achtung seiner Lehrer und konnte noch ein Jahr eine Assistentenstelle an der Hochschule bekleiden, bevor er dann in die Praxis ging.

Manche Freuden mochte Fritz Overhoff durch diese Lebensführung entbehrt haben. Aber er hatte sein kleines Kapital dadurch gerettet, und was das wert war, das lernte er in der Praxis kennen. Als er im zweiten Jahr auf der Fortunatusgrube saß, begannen die Ideen, die er schon seit Jahren mit sich umhertrug, Gestalt und Realität zu gewinnen. Die Pläne einer Förderanlage, die größte Leistungsfähigkeit mit unbedingter Betriebssicherheit verband, sollten ausgeführt, die Patente dafür in allen Ländern genommen werden. Das kostete Geld. Erstaunlich viel Geld. So viel Geld, daß sich Fritz Overhoff bisweilen verzweifelt an den Kopf gefaßt und sich gefragt hatte, ob er auch wirklich recht täte, sein ganzes Besitztum auf diesen einen Trumpf zu setzen.

Und als die ersten Patente genommen, die ersten Modelle gebaut waren, da hatte es nicht an „Menschenfreunden" gefehlt, die sich bei ihm beteiligen wollten, so beteiligen, daß Fritz Overhoff die Ehre der Erfindung, befogte Menschenfreunde aber den materiellen Nutzen gehabt hätten. Er hatte solche Anerbieten stets zurückgewiesen.

Aber dann war wieder ein neues Patent, ein neues Modell notwendig geworden und wieder kam ein Anerbieten von irgendeinem, der meinte, nun müsse Fritz Overhoff doch endlich ausgepumpt sein, nun müsse die Zeit gekommen sein, da man ernten könne, ohne gesät zu haben.

Ingrimmig hatte der junge Ingenieur dann Schecks auf Hunderte oder auf Tausende auf sein Konto ausgeschrieben, um seine Idee aus eigener Kraft zu fördern und durchzukämpfen.

Trotzdem wäre er vielleicht doch noch kurz vor dem Ziele gescheitert, wenn nicht der Generaldirektor Mettmann eingegriffen hätte. Der hatte sich von der Güte der Konstruktionen überzeugt und einen neuen Schacht der Fortunatusgrube damit ausrüsten lassen. Dadurch war Fritz Overhoff über den Berg gekommen. Aber es war auch hohe Zeit gewesen, denn sein Vermögen zählte nicht mehr nach Tausenden, sondern nur noch nach Hunderten. Dann aber war der Umschwung gekommen. Die amerikanischen und englischen Patente waren zu den vorteilhaftesten Bedingungen verwertet worden.

Mit wohligem Gefühl streckte der junge Ingenieur sich in den Polstern, während der Zug jetzt schon die Höhen des Nassauer Landes nahm.

Schwere und herbe Kampfjahre lagen hinter ihm. Er glaubte es am eigenen Leibe zu spüren, daß Kriegsjahre nicht einfach, sondern doppelt zählen, kam sich selber nicht wie ein junger Dreißiger, sondern wie ein ehrwürdiger und gesetzter Vierziger vor.

Und mußte doch die Wahrheit einer alten Behauptung des Generaldirektors Mettmann an sich selber verspüren:

Der Mensch wird schon halb gesund, sobald er in seinen Zug klettert und beinahe ganz gesund, wenn er die ersten hundert Kilometer hinter sich hat.

Und dann flogen die Gedanken des Ingenieurs dem Zuge weit voraus, bis nach München zu seiner Schwester Gertrud.

Die hatte sich ihr Leben auf ihre Weise zu zimmern versucht. Erst nach dem Tode der Eltern ein paar Jahre Pensionsleben unter der Vormundschaft eines zwar sehr gewissenhaften und soliden, aber auch recht nüchternen Onkels. Dann die Mündigkeit und ein Leben nach eigenen Wünschen und Ideen.

Gertrud Overhoff hatte schon auf der Schule ein hübsches zeichnerisches Talent entfaltet. In früheren Jahren hatte Fritz des öfteren Gelegenheit gehabt, dies Talent zu bewundern und auch zu benutzen. Dann nämlich, wenn es sich für ihn darum handelte, auf seinen großen technischen Zeichnungen für die Ingenieurprüfungen die Staffage anzubringen.

„Bäume kann ich zur Not noch malen, aber sie werden nicht schön," hatte er damals mit leichter Selbstverspottung gesagt. „Meine Menschen aber sind reif für das Skizzenbuch des kleinen Moritz." Dann mußte jedesmal Schwester Gertrud aushelfen und setzte ihm in wenigen Minuten eine Staffage in seine Zeichnungen, die künstlerisch vollkommen war.

Solange Gertrud Overhoff in der Kaiserzeit lebte und unter der gestrengen Vormundschaft stand, durfte sie die Malerei nur nebenbei und dilettantisch betreiben. Sobald sie über sich selbst bestimmen konnte, wandte sie sich ihrer Neigung vollkommen zu. Sie siedelte aus der alten Erzbischofstadt am Rheine nach München über und trat als Schülerin in eine der dortigen Meisterateliers ein.

Fritz Overhoff rührte nachdenklich in dem schweren schwarzen Mokka, den ein Kellner auf einem Tischchen vor ihm servierte.

Drei Jahre waren darüber nun auch schon verflossen. Seit drei Jahren gehörte Gertrud Overhoff zum Atelier von Professor Engelhardt. Gelegentlich hatte der Bruder ihren Namen in der Zeitung gefunden, erwähnt bei kleineren Ausstellungen. . . Ein vielversprechendes junges Talent. . . eigenartige Auffassung. . . gut durchgebildete Technik. . . und was der schönen Dinge mehr sind, die ein Kritiker bei der Besprechung von Gemälden vorbringen kann.

Aber es ist ein weiter Weg von der Beschickung kleiner Privatausstellungen bis zur allgemeinen Anerkennung, die nicht nur Ruhm und Ehre, sondern auch materiellen Erfolg bringt. Fritz Overhoff hatte seine Schwester in den letzten drei Jahren nur zweimal flüchtig gesehen. Er hatte jedoch bis über beide Ohren in seinen eigenen Kämpfen und Arbeiten gestanden, und nicht Zeit gehabt, Reisen zu unternehmen. Nur der brieflichen Verkehr war zwischen den Geschwistern aufrecht erhalten geblieben und bisweilen war es dem Ingenieur so vorgekommen, als ob ein leichter Ton der Resignation aus den letzten Briefen seiner Schwester spräche. Ein Stachelbeschen und Genugen nach jenem alten Bibelwort, daß zwar viele berufen, aber nur wenige auserwählt sind.

Aber man liest wohl auch so manches in einen Brief hinein, was tatsächlich nur in den eigenen Stimmungen und Gefühlen vorhanden ist und Fritz Overhoff hatte selber Momente der Klemmut und Resignation gehabt, bevor seine eigene Sache die Wendung zum Besseren nahm.

„Ach! . . ." Fritz Overhoff strich sich mit der Hand über die Augen. Jetzt war die Zeit der Kämpfe vorüber, die Zeit des Genießens, der Ruhe und Sammlung sollte beginnen und seine Schwester sollte daran mit ihm teilnehmen dürfen. Der Ingenieur erhob sich, um in den Speisewagen zu gehen. Er war heute in gehobener Stimmung, zu der übermütigen Frage gelaunt: Was kostet die Welt und die umliegenden Ortschaften.

Die Gegend hatte von Viertelstunde zu Viertelstunde an Reiz gewonnen und mit dem Rauch und Nebel Westfalens blieb auch jede Spur von Verdruß und Sorge weit hinter ihm zurück. Morgen mit dem frühesten würde er ja in München sein und dann sollte das junge Leben erst recht beginnen.

* * *

Der Sonnenschein eines Märzmorgens lag über den Straßen Münchens, als Fritz Overhoff vom Bahnhofe her der Gegend zu schlenderte, in welcher das Atelier seiner Schwester lag.

Auf dreimal dreißig Stufen steigt der Wanderer in die steile Höh, zitierte er seinen Schiller, während er die Stufen zum Atelier emporstieg. „Na, das muß man einmal so sein. Maler und Photographen müssen luftig wohnen", tröstete er sich dabei, und dann las er den Namen seiner Schwester und klingelte kräftig an der Klingel.

Eine Minute später fiel er seiner Schwester gegenüber.

„Fritz, Du hier! Wie kommt denn das?" —

Fritz Overhoff hatte nichts von seinem Kommen geschrieben, und er sah jetzt, daß ihm die Ueberraschung aus, glänzend gelungen war. Prüfend betrachtete er seine Schwester. Jetzt, da er selber aus eigenen Sorgen und Anstrengungen heraus war, sah er viel ruhiger und aufmerksam als bei den früheren Gelegenheiten. Und da mußte er eine Entdeckung machen, die ihm vordem völlig entgangen war. Gertrud Overhoff hatte sich in diesen Jahren zu einer ganz schönen Erscheinung entwickelt.

„Trude, kleine Schwester," rief er erfreut, „was bist Du für ein Stattsmadel geworden! —"

„Ja," lachte sie, „aus Kindern werden Leute, geliebtes Bruderchen. Ich mußte den Pensionsstand erst überwinden, ehe meine gute Natur zur freien Entfaltung kam. Seit mich der Herr Vormund nicht mehr drücken kann, bin ich mächtig ins Kraut geschossen, ich reich Dir über die Schulter." —

Und übermütig stellte sie sich auf die Fußspitze und blitzte ihn aus ihren lebhaften Augen an. — — —

„Du, mogeln gilt aber nicht," neckte er und freute sich ihrer schlanken, eleganten Biegsamkeit. Und wie gut ihr die blonde üppige Flechtenkrone auf dem feinen Köpfchen stand. Die rosigen Farben der Blondine zu den dunklen schmalen Brauen über den etwas tief liegenden klaren grauen Augen.

„Du siehst mich ja so forschend an, wie der Staatsanwalt den Verbrecher? als wolltest Du mich durch und durch gucken."

„Ich freue mich nur innig, daß Du so gar nichts vom Typ „Malweib" an Dir hast, Trude, trotzdem die Kritik Dich doch schon als junges Talent gefeiert hat."

(Fortsetzung folgt.)

Felicitas

Von Felix Dahn

Eine geschichtliche Erzählung aus den Zeiten der Völkerwanderung.

(6. Fortsetzung.)

Statt aller Antwort hob Kottys die schwere Eisenstange, den langen Riegel, den er von seinem Sklavenzwinger abgerissen hatte, und schrie: „Meinst du, wir wollen unsere Herren tauschen? Frei wollen wir sein! Und selber Herren! Und alles soll vernichtet werden auf dem ganzen Erdball, was an die Zeit unserer Knechtschaft gemahnt. Kommt heran, ihr Barbaren, gelüstet's euch, mit Verzweifelten zu kämpfen."

Und nun brachte ein grimmig Wüten loszubrechen.

Da rief eine laute, machtvolle Stimme: „Haltet ein, Friede sei mit euch allen!"

Zwischen die Streitenden trat des Johannes ehrwürdige Gestalt; hinter ihm erschienen seine geistlichen Genossen; sie führten, von Bürgern Juvavums unterstützt, auf Tragbahren und in Sänften verwundete Sklaven, Mauren, Isaurier, auch einige Germanen mit sich.

„Gebt uns die Straße frei! — Laßt uns diese Verwundeten — sie gehören euch allen an, die ihr hier streitet — in meine Kirche führen."

Dieses Wort, der Anblick schon wirkte beschwichtigend, versöhnend; — die Bajuvaren senkten auf ihres Herzogs Wink die erhobenen Waffen; auch die meisten Sklaven.

Furchtlos schritt Johannes in deren dichtesten Haufen hinein: ehrerbietig wichen alle zurück: die Weiber, — denn auch gar manche Sklavin war unter der Rotte, — knieten nieder und küßten den Saum seines Gewandes.

So schritt er grade auf das Tor zu, welches eben Feuer zu fangen begonnen hatte.

Nur Kottys wollte ihm wehren: „Zurück, Priester!" schrie er und schwang die Stange; und da Johannes ruhig vorwärts schritt, traf ihn das Eisen schwer auf die Schulter; er sank: sein Blut floß auf die Erde. —

„Wehe dir, Bruder!" rief Keir, „Du hast den einzigen Beschirmer der Armen und Elenden, unseres Vaters besten Freund hast du ermordet!"

Und der Wilde kniete neben dem Priester, ihn mit beiden Armen umfangend.

Er mußte dabei den ehernen Dreizack, seine furchtbare Waffe, die er soeben einem Neptunus auf dem Brunnen aus der Faust gerissen hatte, von sich werfen.

Diesem Beispiel folgten fast alle seine Genossen.

Auch Kottys warf die Stange zu Boden und bat: „Verzeih' mir, Vater Johannes!"

Dieser aber erhob sich: „Du hast bereut — so hat dir Gott vergeben! Wer bin ich Sünder, daß ich zu vergeben hätte?"

Er schritt nun ungehindert auf das Tor zu, stieß die Fackeln um, hob einen der weggeworfenen breiten Schilde auf, preßte ihn mit der Rechten auf die noch kleine Flamme in dem Tor, erhob beschwörend die Linke gegen den Himmel und sprach:

„Kreatur des Feuers! Auch du dienst Gott dem Herrn! Ich befehle dir: — ich beschwöre dich, höllischer Dämon der Flamme: — weiche von hier in die Hölle."

Da war das Feuer erloschen. —

Johannes ließ den Schild sinken und kehrte sich wieder der Menge zu; die fromme Verklärung tiefster Ueberzeugung leuchtete aus seinem Antlitz.

„Ein Wunder! Ein Mirakel des Herrn durch die Hand des frommen Johannes!"

So scholl es aus der ganzen Sklavenschar; auch die Trotzigsten warfen nun die Waffen weg und sanken, sich bekreuzend, auf die Knie; auch unter den Bajuvaren bekreuzte sich mancher und bog das Knie; Keir und Kottys aber hoben wie anbetend die Hände zu Johannes empor.

Da schritt Goribrand der Herzog auf den Presbyter zu und sprach langsam: „Das hast du gut gemacht, Weißkopf. Hier, meine Hand. — Aber sprich:" fuhr er fort, und ein schlaues Lächeln zuckte um seine Lippen: — „wenn du den Zauber deiner Runenworte, die du in das Feuer raunteft, voll vertrautest, — weshalb noch den Schild daneben brauchen?"

Hoch richtete sich der so Gefragte auf und sprach: „Weil wir Gott nicht versuchen sollen. Wollte aber der Herr das Feuer löschen, brauchte er nicht meines Armes noch des Schildes."

„Das war wohl noch nie," sprach der Herzog, bedächtig kopfnickend, „seit ihr Christenpriester Runen ritzet, daß einer von euch auf eine Frage verstummte. — Ihr habt, und besonders du hast Gewalt über die Seelen, — mehr als mein Schwert über die Besiegten; brauche sie immer wie diesmal. Ich kenne es wohl — wie mächtig ihr seid, ihr Männer des Kreuzes. An dem Danubius waltet einer — Severinus heißt er —: der ist gewaltiger mit seinem Wort als Rom und die Barbaren. Wir wollen gute Freundschaft halten. Ich scheue dich! — Aber das eine höre: ich werde euch zu Christus beten lassen, wie ihr wollt; hüte auch du dich, den Meinen zu wehren, zu opfern, wie sie wollen. — Nein, nein, Alter — schüttle nicht das Haupt. Ich dulde keine Widerrede!"

Und er hob drohend den Finger.

Aber unerschrocken sprach Johannes: „Wenn der Herr die Verirrten zu sich rufen will durch meinen Mund, wird Furcht vor dir ihn mir nicht schließen. Deine Herzogin ist schon dem Herrn gewonnen — wahrlich, ich sage dir: du und dein Volk — ihr werdet ihm nicht entrinnen. —

„Ihr aber, erhebt euch" — so wandte er sich zu den Sklaven: — „Ich werde für euch bitten bei den Siegern, die nun die Herrscher dieses Landes sind. Ich werde sie lehren, daß auch ihr, nach dem Ebenbild Gottes geschaffen, ihre Brüder seid und auch eure unsterblichen Seelen erlöst sind durch Christi Opfertod. Ich werde sie lehren, daß, wer seine Sklaven freiläßt, sich in des Himmelsvaters Herzen den wärmsten Platz gewinnt."

„Wer aber auszuharren hat in der Knechtschaft," fiel der Herzog ein, „der wisse, daß wir Germanen hochherzige Herren sind; wir belasten und strafen den Knecht nicht nach der Willkür oder Laune des Herrn; nein, wie über unsere Freien das Gericht der Freien, so richtet über unsere Unfreien der Spruch ihrer eigenen Genossen: im Hofgericht nach Hofrecht. Ihr steht fortab unter dem Schutz der stärksten Rechtsburg: des Rechts und des Gerichts eurer eigenen Genossen! So seid getrost: ihr dienet edlen Herrn!"

Sechszehntes Kapitel.

Bald nachdem der Sklavenaufstand in der geschilderten Weise gedämpft war, wanderten durch das vindelicische Tor hinaus auf der großen Legionenstraße in der Richtung des Mercuriushügels zwei Germanen.

„Siehe, schon steigen über dem verlöschenden Abenddämmer empor die Sterne," sprach der eine, und, den Speer auf der Schulter balancierend, hob er beide Hände zum Himmel empor. „Ich grüße euch, ihr Wächter von Asgard, ihr allschauenden Augen. Sendet mir bald das Glück! — ich ahne, ihr wißt," fügte er, seinem Begleiter unhörbar, bei — „welch Glück mein Herz verlangt. Es schmerzt dies Herz: ich glaube, weil es leer ist."

Dann faßte er wieder des Speeres Schaft und schritt voran, die Augen wie suchend und sehnend in die duftverschleierte Ferne gerichtet; der weiße Mantel flog im Winde.

Er war sehr schön, der junge Königssohn; und seinen edeln, ernsten Zügen gab dies verträumte Sinnen herzgewinnenden Reiz.

„Wenn mir die Sterne was Liebes zeigen wollen," brummte, das Wolfsfell zurückschlagend, sein Begleiter, „sollen sie mir bald eine Weinschenke zeigen. Ich habe noch lange nicht, was ich brauche. Mich schmerzt die Gurgel; weil sie leer ist, glaub' ich. Vestralp und die Seinigen, die haben's gut getroffen! Ein paar Kreuzgläubige sind bei seiner Schar; die hat nun der Kreuz-Baldur, wohl zum Lohn ihres Glaubens, in seinen Tempel geführt; da oder dicht daneben haben sie eine ganze Sintflut von Wein gefunden und gezecht wie in Donar's Halle. Ich habe aber nur ein paar Tropfen geschluckt in einem verlassenen Hause, wo zuft das Mahl aufgetragen ward, als die Bajuvaren in die Stadt drangen — Höre, ihr Herzog hat ganz Recht: es ist übertrieben streng, wie du deinen Eid auslegst."

„Kann man einen Eid, eine Pflicht, zu streng deuten, Alter? Du selbst hast mich das besser gelehrt."

„Nun ja! Wenn du auch deinem Vater schwören mußtest, nie eine Nacht in einer römischen Stadt zu schlafen, Fanggruben für Edelwild, mit Netzen umgarnt, nennt sie der König, — Juvavum ist, wie Garibrand richtig sagte, nun eine Stadt der Bajuvaren."

„Nur König Liuthert selbst könnte mir verstatten, den Eid so zu deuten. Aber tröste dich: du sollst noch Wein trinken, so viel du willst."

„Wo?"

„Nun: in dem Hause, wo wir einsprechen werden."

„In welchem aber?"

„Meinetwegen in dem allernächsten, deinen Durst zu stillen. Siehe, dort, rechts von der Straße, liegt ein Hügel, und darauf ein Haus; man sieht noch die weißen Götterbilder auf dem Dach aus den Gebüschen blinken." —

„Aber da drüben, links von der Straße, liegt auch eines; das scheint größer, stattlicher, mehr verheißend."

„Mir gilt's gleich." —

„So wählen wir das größere, das zur Linken."

„Aber siehe: da schoß ein Stern vom Himmel. Und gerade über dem Dache des Hauses zur Rechten, auf dem Hügel, fiel er nieder! Das ist ein Wink der Götter! Ich folge gern den Sternen! Wir gehen ins Haus zur Rechten."

Damit sprang er von der Legionenstraße hinab auf den Fußsteig, der zu des Steinmetz Hause führte.

„Auch bei der Beuteteilung kommen wir nun vielleicht zu kurz, wegen deiner törichten Eidstrenge," brummte der Alte, ihm nachsteigend.

„Nein," rief Liuthari, „Herzog Garibrand läßt mich morgen früh dazu entbieten. So versprach er, als er Abschied von uns nahm im vindelicischen Tor. Uebrigens die Hauptgewinne dieses Sieges sind für uns nicht ein paar Goldgeschirre oder Streifen Landes, sondern daß wir fortan im Aufgang statt der Römer nun die treuen Bajuvaren als sichere Marknachbarn erhalten. Diesen aber ward es schon lange allzu enge in Bajuhemum und am Danubius, seit die Ostgothen unter den Amalungenkönigen so gewaltig um sich griffen. So wichen sie aus nach Mitternacht und nach Niedergang. Agilolf, ein anderer ihrer Herzoge, Garibrand verippt, zog, sowie dieser sich gegen Juvavum aufmachte, durch den Bojer-Wald gegen Regina Castra, das stärkste Römer-Bollwerk, da, wo der Danubius zu höchst gen Norden steigt. Ob er es wohl schon gewonnen hat?"

„Die Siegesbotschaft wird sich kaum mehr lange erwarten lassen. Und mit dieser Botschaft kommt wohl auch ein Bescheid, der dich noch angeht, Liuthari."

Der Jüngling errötete und senkte schweigend das Haupt.

„Herzogs Agilolfs Tochter, Adalagardis, ist die schönste Jungfrau, die ich je gesehen," fuhr der Alte eifrig fort. „Ihr Vater und König Liuthert raten schon lang, aus euch ein Paar zu machen. Der stolze Bajuvare will aber, scheint es, dem Königshaus sich nur verschwägern, kann er's mit ebenbürtigem Glanz. Drum schickte er mich von meiner Werbefahrt nach Hause mit dem Wort: „„Aus der eroberten Römerburg sende ich Bescheid."" Und ich meine: es wird Zeit für dich, mein Bub! Du stehst in der Vollkraft deiner Jugend; und du hast Blut, nicht Wasser, in deinen Adern."

„Ich meine oft — Feuer lodt darin," — sagte der Schöne leise, wie verschämt.

„Meinst du, ich hab' es nicht gesehen, mit welchen Augen du in dem eroberten Juvavum jedes Römermädchen beschaut, das zu dir aufsah? Gar manche, mein' ich, hätte sich nicht gar arg gesträubt in deinen Armen."

„Wie, Alter, Gewalt! Gewalt gegen ein Weib?"

„Ei, bei Berchta und Holda! es braucht nicht viel Gewalt. Und eine Zeit lang wehren sie sich alle, auch lang verlobte Bräute. Aber diese schwarzhaarigen, gelbhäutigen, mageren Katzen sind nichts für meinen Königssohn: sie würden die ganze Zucht verderben. Doch, Adalagardis! Heil dir und was, wird sie dein Weib. Die Schildjungfrauen Wotans denk' ich so! Kaum eines Fingers Breite kürzer gewachsen als du, von lichtem Haar bis auf die Knöchel, wie von goldenem Königsmantel umwallt, die Arme rund, voll und weiß wie Alpenschnee, freudig blitzende Augen, hell wie die Frühlingshimmel, und hochwogend die herrlich gewölbten, die stolz aufragenden Brüste. Was Fulla, der Kraft- und Schönstrotzenden! Das ist die richtige Königstrau der Asmannen! Was rittest du nicht längst und freitest sie?"

„Du vergißt: nie hab' ich sie gesehen. Ihr Vater sprach: „„Ich lade dich erst, wann ich Hof halte zu Regina Castra."" Doch mag wohl sie das Glück sein, das ungewisse und doch heißersehnte, die Göttde, die ich suche. — Halt! Wir sind am Ziel. Dies ist der Eingang. Aber was ist das? Ungastlich scheint das Haus. Verrammelt, mit lauter Steinplatten, ist der Eingang."

„Ha, nun," lachte der Alte. „Es ist ihnen nicht zu verargen, den Hausleuten, sperren sie nach Kräften solche Gäste aus, wie Haduwalt und seinen Durst. Aber die lassen sich beide nicht so leicht aufhalten! Nicht Haduwalt, Hadumars Sohn; und noch weniger sein Durst. Nieder mit den Steinen!"

Und schon hatte er mit starker Hand eine der aufeinander getürmten Marmorplatten gefaßt, sie nach innen zu werfen.

„Halt," rief da Liuthari, „schau —! auf der allerobersten Platte der Verrammelung ist etwas eingeritzt; vielleicht der Name des Hauses? Ich denke, ich kann es gerade noch lesen."

„Ich könnte es nicht lesen," lachte der Alte, „und stünde die Sonne im Hochmittag. Was sagen die Runen?"

Und Liuthari las langsam, mühsam, Buchstabe um Buchstabe entziffernd:

„Hic — habitat — — felicitas — Nihil — malo — intret."

Betroffen, regungslos schwieg der Jüngling eine Weile.

Sein Herz klopfte; das Blut stieg ihm siedend in die Schläfe.

„Wie seltsam!" sprach er dann vor sich hin, „hier wohnt das Glück?" — „das Glück, welches ich suche? und der schießende Stern —: lenkte er deshalb hierher meinen Schritt?"

„Nun, bei dem wundernden Wotan," sprach Haduwalt, — „hat dich der Runenspruch verzaubert?"

(Fortsetzung auf Seite 16.)

Gib deinen Händen zu schaffen, wenn die Gedanken dir zu schaffen machen.